

Hochachtungstoll



ILLUSTRATION: SIOB HUIF

Sehr geehrte Leser! Puh, der Anfang wäre gemacht. Ein bisschen altbacken vielleicht, aber immerhin höflich und nicht so albern wie „Huhu“ oder „Hallo“, was ja auch alles schon vorgekommen ist. Sehr geehrte Leser also (oder liebe Leser?), ist es heute nicht ein höllischer Kraftakt, in Mails die Anrede zu formulieren? Und dann noch stillvoll zum Ende zu kommen?

Mannigfaltige Möglichkeiten, es ist zum Verrücktwerden. „Mit vorzüglicher Hochachtung“? Geht gar nicht mehr. „Mit freundlicher Empfehlung“? Hat wirklich schon bessere Zeiten gesehen. Selbst das einst durch DIN-Normen gedeckte „Mit freundlichen Grüßen“ scheint mindestens eine gedankliche Reise ins letzte Jahrzehnt zu befehlen, wenn nicht gar ins Vorletzte.

Ach, damals! Da konnte man noch Briefe auf Papier kalligraphieren oder in den Computer tippen, ohne lange über Anreden und Schlussformeln nachdenken zu müssen. Wichtig war der Hauptteil mit seinem Inhalt. Vorne dran und hinten dran der Form halber halt noch ein paar schön abgehangene Floskeln, und gut war's. „Sehr geehrter“ oder „Liebe“ zum Einstieg, „Mit freundlichen Grüßen“ oder „Herzliche Grüße“ als Abgang. Falsch machen konnte man wenig, außer allzu reservierten Herrschaften etwas zu nahe zu treten, wenn man sich doch mal zu einem „Liebe“ durchrang, wo ein „Sehr geehrter“ intrinsisch verlangt wurde.

Und jetzt? Ist im Zeitalter der vorgeblichen Lässigkeit alle Lässigkeit dahin. „Guten Tag“, „Hallo“, „Meine verehrte...“? Bevor man auch nur eine Zeile geschrieben und sein Anliegen in Worte gegossen hat, beginnt das Grübeln. Zum Abschied wird es dann noch komplizierter, die Auswahl ist schier unermesslich. Und dabei sind die LG-HG-VLG-Akronyme in Kurzbotschaften noch nicht mal eingerechnet. Sie wären, ebenso wie Mails an die Lieben und Liebsten, noch mal ein ganz eigenes Genre.

Wer meint, er könne in offiziellen E-Mails „mit freundlichen Grüßen“ nichts falsch machen, der irrt. Viele Menschen erleben das heute also so distanziert und arrogant, dass sie sich Fragen, welches Band da gerade zum Absender zerrissen ist. So wie damals, als wütende Leserbriefschreiber und verärgerte Kunden zum ultimativen Ausdruck ihres Gemütszustands „mit (noch) freundlichen Grüßen“ schlossen.

Vieleicht also „Freundliche Grüße“ – das klingt zumindest etwas frischer als der Klassiker. Oder, um ein wenig zugewand-

ter zu sein: „Mit freundlichen Grüßen aus München?“ Zu ichbezogen, sagen Kommunikationsexperten. Dann lieber „Mit freundlichen Grüßen nach Hamburg“, ist zugewandter, weil es den Empfänger in den Mittelpunkt stellt. Der Zuwendung ist im modernen E-Mail-Verkehr ohnehin keine Grenze gesetzt. Sie lässt sich steigern von „Viele Grüße“ über „Liebe Grüße“ zu „Ganz liebe Grüße“ und „Ganz viele liebe Grüße“. Die „besten Grüße“ schicken nur die Emotionslosen oder Ehrlichen, weil es, wenn man es genau nimmt, für liebe Grüße eben doch nicht reicht. Und über das Wesen der reichlich seltsamen „Schönen Grüße“ ist sich wahrscheinlich der Absender selbst nicht im Klaren. „Hochachtungsvoll“ hingegen gilt heute schon als Drohung, da gar kein Gruß mehr enthalten ist; nur noch Inkassounternehmen und die Polizei schreiben so.

Das Deutsche ist ja berühmt für seine Wortgewalt und seinen Vokabelreichtum. Aber nimmt dieser Grußwirrwarr nicht ein bisschen Überhand? Tatsache ist: Die Auswahl ist so groß wie nie. „Eine gewisse Varianz hat es schon immer gegeben“, sagt Jan Seifert. „Als ich zum ersten Mal von einer Studentin eine Mail mit ‚lieben Grüßen‘ erhielt, bekam ich einen richtigen Schreck.“

JAN SEIFERT, UNI BONN

nis Androutsopoulos, Direktor des Instituts für Linguistik des Deutschen an der Universität Hamburg und Fachmann für elektronische Kommunikation. „Aber neu ist, dass die Varianz jetzt auch in Geschäftsbriefen so groß geworden ist.“

Der Grund für die Rastlosigkeit am Briefanfang und -ende liegt für Wissenschaftler in der „allgemeinen Informatisierung unserer Gesellschaft.“ Man geht ohne Schlipps in die Oper, duzt andere Mütter

E-Mails könnten so einfach sein. Wenn nur Anrede und Gruß nicht wären. Warum wir uns so schwer wie nie damit tun, den richtigen Ton zu treffen

VON CHRISTINA BERNDT

beim Elternabend und kritzelt eben auch mal „MfG“ unter seinen handgeschriebenen Brief. „Unser Umgang nimmt an Formlichkeit ab“, sagt der Linguist Androutsopoulos. „Das ist ein Prozess, der mit der Kulturrevolution der 1960er in Gang gesetzt worden ist und immer noch anhält.“ Hinzu kommt, klar, die Digitalisierung. Die ist ja ohnehin an allem schuld, am allgegenwärtigen Getzeltsein genauso wie am Aufstieg der AfD. Aber man muss anerkennen: Die Normalbürger von heute schreiben einander nun mal viel mehr, als sie das je zuvor getan haben. Kaum einer, der jünger als 60 Jahre ist, greift noch zum Telefon, und wer unter 30 ist, geht nicht mal mehr ins Nebenzimmer. Mails sind so wunderbar schnell und unaufdringlich. „Um in dieser Mail-Flut irgendwie aufzufallen, suchen wir neue Möglichkeiten, unsere Schriftlichkeit zu individualisieren, origineller zu schreiben, individuelle Töne zu setzen“, erzählt Androutsopoulos und fügt in einem Deutschen, das einer E-Mail schon fast überwürdig wäre, hinzu: „In den Grußformeln bringen wir feinere Töne der sozialen Ausdifferenzierung zum Ausdruck, die im Körper der Kommunikation nichts zu suchen haben, weil es da um Inhalte geht.“

Das Blöde daran ist nur: Es verunsichert und kostet Zeit. Hatte man sich nach kurzem Nachdenken gerade zu einem unverfänglichen „Viele Grüße“ durchgerungen, zuckt man vor dem Versenden doch noch mal kurz: Moment, was hatte denn der Briefpartner eigentlich geschrieben? Kurz mal nachschauen. Hm, „herzliche Grüße“ ... dann sollte man vielleicht selbst auch noch ein bisschen Zuneigung drauflegen.

Der Niedergang des MfG hinterlässt somit eine schmerzende Lücke, die erst einmal gestopft werden will. Womit, ist nicht

nur vom Status des Empfängers abhängig und vom Maß an Wertschätzung, die man ihm zuteil werden lassen will, sondern auch vom sozialen Milieu des Absenders. „Als ich zum ersten Mal von einer Studentin eine Mail mit ‚lieben Grüßen‘ erhielt, bekam ich einen richtigen Schreck“, sagt Jan Seifert, der an der Universität Bonn zu Nähe und Distanz in E-Mails forscht. „Aber diese Grußformel ist unter Studenten weit verbreitet, ohne dass sie nach der situativen Angemessenheit fragen.“ Jedes Milieu habe eine solche Standardformel.

Auf der Grundlage dessen, was im eigenen Netzwerk üblich ist, nimmt aber jeder Einzelne noch Variationen vor. „Letztlich entwickelt jeder Mensch eine stilistische Bandbreite“, sagt Androutsopoulos. Man legt sich ein paar sozial angemessene Lieblingssätze zurecht, zwischen denen man je nach Anlass und Vertrautheit variiert. So erhält man sich ein Stückchen Individualität und muss nicht allzu viel grübeln.

Immerhin: Angst, dass jemand aus den Grußformeln zu viel über den psychischen Zustand des Briefeschreibers herauslesen könnte, muss man nicht haben. „Hochachtungsvoll“ – der Professorale. „Liebe Grüße“ – die Niedliche. „Ganz liebe Grüße“ – die Kuschelemaus. „Gruß“ – der Einsilbige und „Best“ – die Anglophile. „Mit freundlichen Grüßen aus dem sonnigen Oberbayern“ – der Schwätzer. „Mit freundlichem Gruß“ – der Sparsame. „Freundlich grüßend“ – die Komplizierte. Oder „XO“ – der Postmoderne, der mit seinen in Buchstaben gegossenen „Hugs and Kisses“ den alten „Gruß und Kuss“ wieder auferstehen lässt. Solche Interpretationen sind unterhaltsam, aber einer wissenschaftlichen Prüfung halten sie nicht stand. „Man muss sehr vorsichtig sein, zwischen den Zeilen

da etwas herauslesen zu wollen“, sagt Jan Seifert. Zu sehr ist die Wahl der Grußformeln vom sozialen Kontext abhängig.

Dabei ist selbst dem Empfänger oft nicht klar, was der Absender mit seiner Schlussformel eigentlich ausdrücken will. „Für mich ist, mit freundlichem Gruß“ weniger als „mit freundlichen Grüßen“, sagt Seifert. „Aber sieht der andere das auch so? Oder will er nur originell sein?“ Die Nuancen sind so individuell, dass Interpretationen nicht mehr hergeben als die Psychoanalyse von Tintenklecksen.

Selbst über die Beziehung zwischen Absender und Adressat sagen die Grußformeln gar nicht so viel aus. „Es gibt zwar selbst in Geschäftsbriefen die Tendenz, immer intimer zu formulieren“, sagt die Linguistin Christa Dürscheid, die an der Universität Zürich die Kommunikationsform E-Mail erforscht. „Aber da wird Nähe auch inszeniert.“ Liebe und herzliche Grüße seien zu einem Trend geworden, dem man sich zum Teil unbewusst anpasst. „Es gibt ganz allgemein eine Tendenz in der Gesellschaft zur zunehmenden Emotionalisierung, ohne dass sich die Beziehungen un-

den der 1920er-Jahre ein engagiertes Bemühen um Originalität gegeben. Ein Ratgeber empfahl Unternehmern „Guten Tag Frau Meier“ an die Kundinnen zu schreiben. „Wenn man seine Produkte gut verkaufen will, so war die Meinung, muss man den Kunden im Gedächtnis bleiben“, erzählt Jan Seifert. „Deshalb probierte man mal was anderes aus.“

Große Lücken auf dem Papier, „Respectplatz“ genannt, gehörten dagegen bis ins 19. Jahrhundert zum guten Stil. So drückte der Unterzeichner eines Briefes seine Unterwürfigkeit mit der Anzahl der Zeilen aus, die er am Anfang und am Ende des Briefes freiliess. „Bei sehr vornehmen Personen läßt man zwischen dem Schluß und der Unterschrift einen sehr weiten Raum und schreibt seinen Namen am äußersten Rande des Briefes so weit rechts, als nur möglich ist“, erklärte Fridolin Wagner 1875 in seiner „Lehre vom deutschen Stil“. Je größer die weiße Fläche war, desto tiefer verbeugte man sich. In E-Mail-Zeilen eine Geste, die mit einem langen Druck auf die Return-Taste allzu billig zu haben wäre.

Vielleicht kann man auch ein wenig Erhabenheit entwickeln angesichts der großen Varianz, welche die Mail-Kommunikation von heute verlangt. Über die „Vorzüge der Mannigfaltigkeit“ der deutschen Anrede schrieb schon der unanzweifelhafte Georg Christoph Lichtenberg. Er verteidigte die verwirrende Vielzahl von Anredepropheten, die im 18. Jahrhundert in die deutsche Sprache Einzug gehalten hatten. „Es ist ein rechter Favorit-Sport der Ausländer über unsere Sprache, daß sie sagen es sei törigt von uns gehandelt zu Einer Person bald ‚Du‘, bald ‚Ihr‘, bald ‚Ihr‘, bald ‚Sie‘ zu sagen“, führte Lichtenberg aus. „Dafür können wir nun aber auch mit unserm ‚Du‘, ‚Ihr‘, ‚Ihr‘, ‚Sie‘, mit einer einzigen Silbe Verhältnisse von Menschen ausdrücken, wovon der Engländer und Franzose gar keinen Begriff hat.“

Christa Dürscheid, UNI ZÜRICH

tereinander verändert hätten“, sagt Dürscheid. „Die Menschen sind sich nicht näher als vor 20 Jahren. Sie schreiben sich nur, als wären sie einander näher.“

Tröstlich ist, dass sich die Menschen außer in der kurzen Phase ihrer Unterwerfung unter die MfG-Norm im ausgehenden 20. Jahrhundert schon immer Gedanken darum gemacht haben, wie man andere adäquat anspricht und verabschiedet. So hat es auch schon in den Geschäftsbrief-